

nenen sein, die dem Alter eines Schülers am allerangemessensten wären; nicht, daß ich damit suchte alle Schüler zu Dichtern zu machen, sondern weil es un-
 leugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich das-
 jenige ist, das allen Erfindern überhaupt das geläufigste sein muß. Dieses
 Mittel ist das Principium der Reduction. Doch hat dasselbe seine
 großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weiträumige Kenntniß des Besondern
 und aller individuellen Dinge. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen?
 Man müßte dem Rathe eines neueren Schriftstellers [Moses Mendelssohn]
 folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte der Natur zu
 machen und diese in der niedrigsten Klasse allen Vorlesungen zum Grunde zu
 legen. Sie enthält, sagt er, den Samen aller Wissenschaften, sogar die mora-
 lischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Sa-
 men der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubt,
 nicht auf die bloßen Eigenschaften der Thiere und andern geringeren Geschöpfe,
 sondern auf die Aesopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden,
 gesehen haben.

Aber auch alsdann noch, wenn es dem Schüler an dieser weiträumigen
 Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln anfangs müssen mehr
 finden als erfinden lassen, und die allmäligen Stufen von diesem Finden
 zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche
 meines zweiten Buches habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunsttrichter sagt:
 „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd, auf
 alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere aufmerksam sein und, so oft
 etwas Sonderbares und Denkwürdiges zum Vorschein kommt, sich selber in den
 Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewissen Charakter
 der menschlichen Sitten habe und in diesem Falle in eine symbolische Fabel
 ausgebildet werden könne.“ Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu
 gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine
 Art von Jagd zu legen weiß, indem er die Geschichte derselben bald eher ab-
 bricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so ver-
 ändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt. J. E. die bekannte
 Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: „Der Löwe und der Esel giengen
 zusammen auf die Jagd.“ Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Ge-
 sellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf die Gesellschaft gewesen
 sein! (Man sehe die 8. Fabel meines II. Buchs.) Der Löwe in Gesellschaft
 des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen?
 (II, 7.) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der
 alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu
 einem andern Ziele führet, als Aesopus sich dabei gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von
 der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn andrer Vögel geschmückt hatte,
 schließt sich: „Und die Krähe war wiederum eine Krähe.“ Vielleicht war sie
 nun auch etwas Schlechteres, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man
 ihr auch ihre eigenen glänzenden Schwingsfedern mit herausgerissen, weil man
 sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarins. Man
 ertappt ihn hier, man ertappt ihn da, und endlich glaubt man, daß er auch das,
 was wirklich sein Eigenthum ist, gestohlen habe. (II, 6.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie, wenn das
 Stück Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, ver-
 giftet gewesen wäre? (II, 15.) Wie, wenn der Mann die erfrorene Schlange